

## Allein den Betern kann es noch gelingen

I

Auf dem Rückweg vom Bonhoeffer-Kongress in Basel erzählte ich meinem Sohn Hellmut, dass ich nach drei Monaten intensiver Lektüre der Bücher und Gedichte von Reinhold Schneider nicht mehr wüsste, womit ich anfangen könnte. Er sagte: „Fang mit dem Gedicht an. Das ist das Thema, das dir genannt worden ist; daraus solltest du alles andere entwickeln.“ Ich folge seinem Rat.

Allein den Betern kann es noch gelingen,  
Das Schwert ob unsren Häuptern aufzuhalten  
Und diese Welt den richtenden Gewalten  
Durch ein geheiligt Leben abzurufen.

Denn Täter werden nie den Himmel zwingen:  
Was sie vereinen, wird sich wieder spalten,  
Was sie erneuern, über Nacht veralten,  
Und was sie stiften, Not und Elend bringen.

Jetzt ist die Zeit, da sich das Heil verbirgt,  
Und Menschenhochmut auf dem Markte feiert,  
Indes im Dom die Beter sich verhüllen,

Bis Gott aus unsern Opfern Segen wirkt  
Und in den Tiefen, die kein Aug entschleiert,  
Die trockenen Brunnen sich mit Leben füllen.<sup>1</sup>

Unter älteren Deutschen werden manche noch die erste Zeile kennen, den Dichter aber höchstens noch dem Namen nach. Schneider ist heute nur noch Spezialisten ein Begriff. Das war in der Zeit gleich nach dem zweiten Weltkrieg ganz anders. Da wurden seine Bücher neu aufgelegt, er gehörte zu den beliebtesten Mitarbeitern des Rundfunks und Konrad Adenauer

<sup>1</sup> Allein den Betern kann es noch gelingen. Sammlung christlicher Lyrik. Herausgegeben von Richard Boehinger. Mit einem Geleitwort von Bernd von Heiseler, Gütersloh 1956 S.192/192

fragte ihn, ob er Reden für ihn schreiben würde. Aber plötzlich schlug die Stimmung um. Er schien nicht mehr in die Zeit zu passen. Schneider war gegen die Wiederbewaffnung und gegen die krasse Ablehnung der DDR. Er vermisste eine Auseinandersetzung mit der deutschen Schuld und mit dem, was Hitler in Wahrheit gewesen war. Es komme jetzt alles darauf an, den Frieden zu bewahren und nicht, neue Fronten aufzubauen. Als er zwei Aufsätze für eine Zeitschrift in Ostberlin geschrieben hatte, traf er daraufhin im Westen auf wütende Ablehnung. Einflussreiche Kreise nannten ihn einen Kryptokommunisten, und eine Gruppe konservativer Katholiken forderte gar seine Exkommunikation. Schneider war kein Kämpfer; die Beschimpfungen haben ihn verletzt, aber er hat sich nie gescheut, zu sagen was er dachte. Menschen, die ihn kannten, wie der erste Bundespräsident Theodor Heuss, haben geduldig und beharrlich dafür gesorgt, dass es bei der Ablehnung nicht blieb. Schneider wurde in die Friedensklasse des „Pour le Mérite“ aufgenommen, bekam den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und sorgte selber durch erfolgreiche Dramen dafür, dass er wieder ins Gespräch kam.

Ich beginne nach dieser Vorbemerkung mit dem Blick auf Schneiders bekanntestes Gedicht „Allein den Betern kann, es noch gelingen“, das er 33-jährig 1936, im Jahr der Berliner Olympiade, geschrieben hat. Was als erstes auffällt, ist die altertümliche Sprache in der heute ebenfalls veralteten Form eines Sonetts, in der Schneider fast alle seine Gedichte geschrieben hat. Einer seiner Leser schrieb im Januar 1944 an einen Freund: „[Ich las] Reinhold Schneiders Sonette – sehr verschieden in der Güte, einige sehr gut; im Ganzen fehlt mir die hilaritas – die ‚Heiterkeit‘, die jeder wirklich großen und freien geistigen Leistung innewohnt; man steht immer unter dem Eindruck eines etwas gequälten und erzwungenen Machens statt unter dem einer freien Lust am Schaffen. Verstehst Du, was ich meine?“<sup>2</sup> Sie haben es vielleicht erraten: das herbe Urteil findet sich in „Widerstand und Ergebung“, wo die „hilaritas“ für Bonhoeffer gerade zu einem wichtigen Thema geworden war. Was Bonhoeffer bei seinem Urteil nicht bedacht hat, war, dass Sonette „konstruiert“ werden müssen. Ich hab’s ausprobiert: Bei „freier Lust am Schaffen“ kann man viele Seiten vollkritzeln, aber ein Sonett wird dabei nicht zustande kommen. Da braucht man nämlich (bei der strengsten Sonett-Form, die Schneider gewählt hat) zweimal zwei

<sup>2</sup> DBW 8, 285f.

Reimpaare für die ersten beiden Strophen, die durch die Abfolge a-b-b-a einen Gleichklang dieser Strophen herzustellen haben. Das Wort Sonett ist von dem Verb sonare (klingen) abgeleitet. „Klinggedichte“ haben unsere Barockdichter ihre Sonette genannt. Ein Sonett zum Klingen zu bringen, ist um so schwieriger, je sperriger das Thema ist.

Auf die beiden ersten Strophen, die Quartette genannt werden, folgen zwei Terzette, die nach dem Muster c-d-e, c-d-e gereimt sind und den beiden ersten Strophen deutlich gegenüber stehen. Weil die Reime dabei weiter auseinander liegen, gehen sie nicht so leicht ins Ohr und sperren sich damit auch etwas gegen den mündlichen Vortrag. Um sehr gut zu sein, darf bei einem Sonett nirgendwo durchscheinen, wie viel Mühe die Konstruktion gemacht hat. Dass das im vorliegenden Fall gelungen ist – es gibt nur eine winzige Delle – will ich jetzt durch die inhaltliche Analyse zu zeigen versuchen.

Den Betern in der ersten Strophe stehen die Täter in der zweiten gegenüber. Die Beter halten das drohende Schicksal über „*unsren Häuptern*“ auf. Aber es heißt nicht: „Allein *uns* Betern kann es noch gelingen“; denn der Dichter blickt von außen auf beide Gruppen. Man spürt aber, dass er sich und seine Leser zu denen zählt, denen das „*Schwert über den Häuptern*“ als reines Verhängnis droht. Das von Cicero überlieferte Bild vom Damoklesschwert geht auf eine Geschichte aus dem 4. Jhd vor Chr. zurück. Damokles war ein Lobredner des Tyrannen Dionysos auf Sizilien. Der lud ihn eines Tages zu Tisch. Die Tafel war überreich gedeckt; aber über dem Platz des Damokles hing an einem Rosshaar ein Schwert. Damokles setzte sich zwar wie befohlen; aber nach wenigen Augenblicken, bat er, den Platz verlassen zu dürfen.

Die Beter halten ein Schwert auf, dem keiner dadurch entkommen kann, dass er wie Damokles einfach aufsteht und geht; denn es hängt über allen und muss den „*richtenden Gewalten*“ durch ein „*geheiligttes Leben*“ abgerungen werden. Bonhoeffer hat 1932 in Ciernohorské Kúpele gesagt: „Der Sieg der Hitlerpartei hätte unabsehbare Folgen nicht nur für die Entwicklung des deutschen Volkes, sondern auch für die Entwicklung der ganzen Welt.“<sup>3</sup>

<sup>3</sup> DBW II, 349 und Ferdinand Schlingensiefen, München 2005, Dietrich Bonhoeffer, 1906 – 1945. Eine Biographie, S. 108.

Reinhold Schneider gehörte, wie die Bonhoeffers, zu denen, die bereits ehe Hitler zur Macht kam, dieser Meinung waren. Es war Hitlers Stimme gewesen, die die verbrecherische Natur dieses Mannes für Schneider längst vor 1933 hörbar gemacht hatte. Die Gewalttaten bei der Röhmaffäre am 30. Juni 1934 hätten allen Menschen in Deutschland zeigen können, wozu Hitler fähig war. Schneider konnte drei Monate lang keine Eintragungen in seinem Tagebuch vornehmen. Die Verbrechen an mehreren Menschen, die mit der SA nicht das mindeste zu tun gehabt hatten, blieben genauso wie die brutalen Morde in Bad Wiessee ungesühnt. Es gab in Deutschland keine richtenden Gewalten mehr. Wer sind dann die „*richtenden Gewalten*“ in dem Sonett? Und was ist ein „*geheiligttes Leben*“? Ich denke, der Dichter fordert diese Fragen bewusst heraus. Schneider lenkt mit beiden Fragen den Blick nach oben zu den himmlischen Mächten, von denen „*die Täter*“ nichts wissen wollen.

Schneider hat Sonette „angefertigt“, damit die Leser sich den Fragen stellen sollten, die nicht etwa nur ihn quälten, sondern die die entscheidenden Fragen der Zeit waren; denn noch schien der Tag allein den „Tätern“ zu gehören. Die üben eine Zwangsherrschaft aus, durch die ein ganzes Volk dem Willen *eines* Mannes unterworfen werden soll. „Gleichschaltung“ hieß das in der Sprache der Nationalsozialisten. Den Himmel aber werden sie nicht gleichschalten. Aus diesem Grunde wird alles, was sie vorhaben, misslingen.

*„Was sie vereinen, wird sich wieder spalten,  
Was sie erneuern, über Nacht veralten,  
Und was sie stiften, Not und Elend bringen.“*

Das war 1936 eine prophetische Aussage, der nur wenige Glauben schenken.

Dem HIER der kleinen Schar der Beter hat der Dichter das DORT der Täter gegenüber gestellt und dann fragt er in der dritten und der vierten Strophe nach dem JETZT und dem DANN der beiden so ungleichen Gruppen. „*Jetzt ist die Zeit, da sich das Heil verbirgt.*“ Die Beter „*verhüllen sich*“ im Dom.<sup>4</sup> Gleichsam nebenbei erfahren wir, dass die Beter im Dom ihren eigentlichen Ort haben; es sind Mönche oder Nonnen, und der gre-

<sup>4</sup> Hier ist die kleine Delle, von der ich gesprochen habe. Die Beter müssen sich des Reimes wegen „verhüllen“; aber gemeint ist, dass sie sich im Dom verbergen. Man verhüllt sich als Individuum, aber nicht als Gruppe.

gorianische Choral ist die Form ihres Gebetes, während „*Menschenhochmut auf dem Markte feiert*“. „Menschenhochmut, was soll das denn sein; es klingt so bombastisch?“, sagte jemand bei einer Diskussion über das Sonett. Und genau das ist gemeint. 1936 war das Jahr der Olympiade in Berlin, die Leni Riefenstahl als „Triumph des Willens“ verherrlicht hat. Die Zeichen dafür, dass die Juden in Berlin unterdrückt wurden, waren vorübergehend aus dem Stadtbild verschwunden, und den Kampf gegen die Katholiken und die Bekennende Kirche (BK) hatte man unterbrochen. Nur in einer Buchhandlung war ein Schild übersehen worden, auf dem stand: „Nach der Olympiade hau’n wir die BK zu Marmelade.“

Erst im letzten Vers des Sonetts bezieht der beobachtende Dichter sich mit ein: Es wird die Zeit kommen, in der Gott „*aus unseren Opfern Segen wirkt*“. Die Täter werden eine Leidenszeit über Deutschland bringen. Durch die, die daran keine Schuld haben, das Leiden aber geduldig ertragen, wird eine neue Zeit heraufgeführt werden. Denn dann wird Gott die Beter erhören, und die *unergründlichen Brunnen*, die lange ausgetrocknet schienen, werden sich füllen mit dem Wasser des Lebens.

## II.

Wenn man den Begriff „Sonett“ im Internet googelt, kann man sich ganze Vorlesungen herunterladen. Entstanden ist diese Gedichtform im 12. Jhd. auf Sizilien. Sie ist in den folgenden Jahrhunderten in Italien zu einer hohen Blüte gebracht worden; und es ist schwerlich ein Zufall, dass diese Zeit, die Reinhold Schneider in vielen seiner Werke verherrlicht hat, zugleich die Ursprungszeit der Gedichtform war, mit der er wieder und wieder gerungen hat.

Um das hier schon vorweg zu nehmen: Seine Sonette sind illegal gedruckt und von Lesern abgeschrieben und weitergegeben worden. Sie waren kein Ausdruck seiner Individualität oder Kreativität, sondern sollten objektive, aber von den Herrschenden unterdrückte Wahrheiten aussprechen, und so sind sie damals von vielen Menschen verstanden worden.

Ich habe von dem Wikipedia-Artikel „Sonett“ gesprochen, den ich googelt habe. Er führt den Siegeszug dieser Gedichtform vor: von Italien über Frankreich, zum England Shakespeares bis zum deutschen Barock und den Nachklängen in der Romanik. Am Ende finden sich Beispiele für alle Perioden, ohne dass Reinhold Schneider auch nur erwähnt würde. Dabei sind seine Sonette ganz ohne Zweifel die politisch wirksamsten der ge-

samten Literaturgeschichte und damit haben sie, um es auf Neudeutsch zu sagen, ein „Alleinstellungsmerkmal“. Martin Bormann hat Reinhold Schneider der Sonette wegen beim Volksgerichtshof angezeigt und wollte, dass er zum Tode verurteilt würde. Aber statt Schneider in dem Artikel zu erwähnen und eins seiner Sonette als Beispiel aus der Literaturgeschichte abzdrukken, geht der Artikel von einem Heine-Gedicht direkt zur heutigen Spaßgesellschaft über und schließt mit einem Sonett von Robert Gernhardt. Dies Sonett ist mir wichtig. Es beginnt mit dem Satz „Sonette find ich so was von beschissen“ und man findet es ganz am Ende des Internet-Artikels „Sonett“. Es zeigt, wie krass sich Vergessen und Totschweigen auswirken können.

In dem Wikipedia-Artikel „Sonett“ gibt es einen historischen Überblick mit Beispielen; aber Schneider wird dort nicht einmal erwähnt. Dagegen kannten meine Enkel das Gernhardt-Sonett prompt aus dem Deutschunterricht während sie von Reinhold Schneider noch nie etwas gehört hatten, und ihre Lehrer wohl auch nicht.

### III.

Sehen wir uns eines der bekannteren Fotos von Reinhold Schneider an, so lässt sich fragen: Kann man kaum glauben, dass dieser Mann *einmal* in seinem Leben so richtig gelacht hat? Der Kopf dieses sichtbar mit einer schweren Depression geschlagenen Menschen passte auch nicht so recht zu den 2 Meter 8, mit denen er überall sofort auffiel.

Ich werde Ihnen in einem späteren Abschnitt meines Vortrags Schneider aus dem Blick Jochen Kleppers zeigen. Bei Klepper fand ich die Tagebucheintragung:

„Ich las heut, was Kant vom Temperament des Melancholikers sagt, und finde es eigenartig [...] und seltsam tröstend. Von der Melancholie zur Griesgrämigkeit gibt es beinahe keine Brücke, und selbst zur großen Verbitterung dringt sie wohl kaum vor; so tief ist in ihr die Andacht. Manchmal denke ich, niemand kann das Leben mehr lieben als der melancholische Mensch<sup>5</sup>.

<sup>5</sup> Jochen Klepper, *Unter dem Schatten Deiner Flügel*, Stuttgart 1956, S. 185, 26. Mai 1934

Dietrich Bonhoeffer hat bei Reinhold Schneider die „hilaritas“ vermisst. Woher hätte er die wohl nehmen sollen? Er war aber, gerade ohne sie, ein großer Tröster. Reinhold Schneider war einer der ersten Deutschen, wenn nicht der erste, der die Verschwörer des 20. Juli als Patrioten gewürdigt hat. Der Vortrag ist als kleines Heft allen Hinterbliebenen mit einer persönlichen Widmung Schneiders geschickt worden. Kürzlich ist ein Buch herausgekommen mit den vielen Briefen, die ihm die Angehörigen der Ermordeten damals geschrieben haben. Eine Antwort will ich Ihnen vorlesen, weil sie geradezu klassisch die damalige Zeit beschreibt.

„Post Pönitz 2. 8. 1947

„Sehr geehrter Herr Schneider,  
bei meiner Rückkehr aus der Schweiz fand ich – vom Grafen Hardenberg freundlich übersandt – Ihr 20. Juli Heftchen, das mir schon auf der Hinreise Herr Brandenburg in Bonn geschenkt hatte, und das ich als kostbares Gut meist bei mir trug. Es nun mit Ihrer Widmung zu besitzen, ist mir eine große Freude. Ich bin in Freiburg an Ihrer Tür vorübergegangen, weil mein Neffe Hohl, der mich begleitete, meinte, man könne Sie schlecht unangemeldet überfallen, u. ich hatte nur wenige Stunden Aufenthalt. Um Ihnen in Kürze zu sagen, was mir Ihre Bücher, Sonette u. Schriften seit vielen Jahren bedeuten, will ich Ihnen nur erzählen, dass ich auf die Frage, wie wir hier leben, meist etwa antworte: ohne Civilisation, aber mit Kultur. Wir haben zu viert ein Zimmer (ich mit drei Kindern), Strohsäcke, aber ein Klavier, Pumpe im Hof, aber Dachgarten am Zimmer mit Blumen, Kohl im Topf, aber Reinhold Schneider im Kopf, Möbel verloren, aber Geige gerettet, keinen Herd, keine Tassen, sondern Konservenbüchsen, aber gute Bekanntschaft mit dem Buch Hiob etc. Flecken an der Wand, aber darüber das Bild meines Mannes ...

Dankbar, Ihre Emmi Bonhoeffer.“<sup>6</sup>

Und jetzt gebe ich Ihnen einen kurzen Einblick in Reinhold Schneiders Jugend in Baden-Baden und seine Versuche, den richtigen Weg für sich zu finden. Er selbst hat Kindheit und Jugend an seinem inneren Auge vorüberziehen lassen, als er sich 1957 in seiner Geburtsstadt eingemietet hatte, um den Abriss seines Elternhauses, des einst so berühmten Hotels

<sup>6</sup> Babette Stadie (Hg.), Die Macht der Wahrheit, Berlin 2008, S. 94/95

Messmer zu beobachten, das einem Parkplatz weichen sollte. Sein Buch darüber heißt „Der Balkon, Aufzeichnungen eines Müßiggängers in Baden-Baden“<sup>7</sup>. (Selbstironie, wie sie hier durchklingt, findet man öfter bei depressiv veranlagten Menschen.) Prinz Wilhelm von Preußen hatte das Hotel Messmer als Hauptquartier beschlagnahmt, während er nach 1849 als „Kartätschenprinz“ den badischen Aufstand blutig niederschlagen ließ. Verabschiedet hatte er sich von Schneiders Großeltern mit den Worten; „Als Feind bin ich zu Ihnen gekommen, das nächste Mal werde ich wiederkommen als Freund.“<sup>8</sup> Als Kronprinz, als König und seit 1871 als Kaiser hat Wilhelm I. vierzig Mal im Hotel Messmer die Ferien verbracht, und Baden-Baden wurde so zur Sommerresidenz des Reiches. Bismarck soll dort einmal vor Wut eine Waschschüssel auf dem Boden zertrümmert haben, weil der Kaiser sich hartnäckig gesträubt hatte, einem seiner politischen Vorschläge zu folgen.

Als Reinhold Schneider 1903 als zweiter Sohn seiner Eltern zur Welt kam, war das längst Geschichte; aber dass seine Mutter das Patenkind des Kaisers und seiner Gemahlin war, war natürlich unvergessen. Auf dem Balkon, der sich übrigens dem Abriss am längsten widersetzte, hatte sich das Kaiserpaar in jedem Sommer dem internationalen Publikum gezeigt. Sie waren nicht die ersten Hoheiten gewesen, die in der Stadt kurten. Schon der römische Kaiser Trajan soll in den Thermen des Ortes gebadet haben, über dem Baden-Baden später errichtet worden ist. Kaiserin Elisabeth von Österreich hat sich in der Stadt erholt. Tolstoi war dort. Dostojewski ist im Kasino von Baden-Baden spielsüchtig geworden, Turgeniew hat ein Buch über Baden-Baden geschrieben; und schon vor ihnen wäre Goethe gekommen, wenn sein Kutscher nicht kurz hinter Weimar die Kutsche umgeworfen hätte und der große Mann missmutig umgekehrt wäre. Von dieser Vergangenheit lebte das Hotel Messmer und mit ihm die ganze Stadt, in der schon zu Zeiten Wilhelms I. weit elegantere Hotels errichtet worden waren. Russen und Franzosen kamen in Scharen. In einer solchen Welt laufen, wenn beide Eltern einen Hotelbetrieb leiten, ihre Kinder einfach irgendwie mit. Eine Szene aus dem Buch „Der Balkon“ hat sich mir tief eingepägt.<sup>9</sup> Ein Klassenkamerad hatte dem kleinen Reinhold verspro-

<sup>7</sup> erschienen Wiesbaden 1957.

<sup>8</sup> ebenda S. 59.

<sup>9</sup> ebenda S. 60.

chen, ihn am Nachmittag zu besuchen. Noch kurz vor Ende seines Lebens sieht sich Schneider an der verabredeten Stelle stehen und warten; aber der „Freund“, auf den er gehofft hatte, kam nicht. Ein Bild für die Einsamkeit eines Kindes, mitten in einem brausenden Betrieb.

Aber diesem Betrieb hat der erste Weltkrieg schlagartig ein Ende gemacht. Die Hotelgäste blieben aus. Der verbitterte Vater verkaufte wenige Jahre nach dem verlorenen Krieg das Haus; aber das Geld löste sich auf der Bank durch die Inflation in Nichts auf. Die Mutter hat die Familie damals verlassen. Der Vater hat sich 1922 erschossen. Beides berichtet Reinhold Schneider nicht. Mir ist aber aufgefallen, dass er über seine Mutter fast nichts sagt, wohl aber über den aus dem Erzgebirge stammenden Vater, der evangelisch war. Er hatte zwar der katholischen Erziehung seiner Kinder zugestimmt; aber die ganze Familie ging am Heiligen Abend mit ihm in die evangelische Kirche, denn sie fanden zu Weihnachten den evangelischen Gottesdienst schöner als den katholischen. Manchmal ging der Vater sorgfältig gekleidet in seine Kirche, und der kleine Reinhold wäre gerne mit ihm gegangen; aber der Vater forderte ihn nicht dazu auf, und er wagte es nicht, ihn darum zu bitten. In die katholische Kirche gingen die Mutter und die Kinder regelmäßig, aber nicht gemeinsam, sondern zu verschiedenen Zeiten. Schneider schreibt einmal, er trage den 30-jährigen Krieg in sich; denn immer wenn er zu religiösen Fragen so oder so Stellung nehmen wolle, kämen ihm die Argumente der Gegenseite in die Quere.

Reinhold Schneider konnte kurz nach dem Krieg Abitur machen. Als Jugendlicher hatte er in einem Schrank des elterlichen Hauses Bücher entdeckt und verschlungen, die niemand vor ihm auch nur aufgeschlagen hatte. Wenigstens so war Schneider zu einem kleinen Einblick in das, was man seit Goethe „Weltliteratur“ nennt, gekommen. Aber schon als die Familie noch intakt schien, war klar, dass für ein Studium der Söhne kein Geld mehr da war. Die Natur war Reinhold wichtig, und so begann er bei einem Grafen im Badischen eine landwirtschaftliche Lehre. Aber da er mit zwei linken Händen und einer schwachen Konstitution ausgestattet war, konnte das nicht lange gut gehen. Zuhause war man nicht besonders erfreut, als er wieder erschien. Die nächste Station wurde Dresden, wo sein älterer Bruder sich im Hotelfach ausbilden ließ. Dort sollte Reinhold in einer Großdruckerei eine kaufmännische Lehre machen. Er wurde aber seiner Sprachbegabung wegen sehr bald der Fremdsprachenkorrespon-

dent der Firma. In seinem Buch „Verhüllter Tag“<sup>10</sup> hat er die Trostlosigkeit dieser Welt beschrieben. Die tägliche Arbeit war ein Muss; aber er hatte einen Buchhändler gefunden, der ihn stöbern ließ, auch wenn er am Ende immer nur ein oder zwei Reclam-Bändchen erwarb. Darin las er an den Abenden und in der Straßenbahn, die für die Fahrt in das triste Industrieviertel eine Stunde brauchte. „In glücklichen Augenblicken überhob mich Schopenhauer der Welt; ich suchte ... seinen Anregungen zu folgen; es war fast wie eine Gemeinschaft; ich ersehnte die Stunden dieses Zusammenseins leidenschaftlich. ...Dann und wann schweifte ich zu Nietzsche hinüber, der mich schon früh ergriffen hatte, aber nach einigen Jahren noch mächtiger über mich werden sollte – immer im Widerspiel zu dem Erbe, das er verleugnete, aber nicht abstreifen konnte.“<sup>11</sup>

Unter den Schneiderbüchern, die ich bei Amazon fand, war ein Band, den ich des Titels wegen gekauft habe: „Allein den Betern kann es noch gelingen.“ Es erwies sich als eine Sammlung religiöser Gedichte. Ich fand darin den Beweis für Schneiders Urteil über Nietzsche, ein Gedicht Nietzsches, das ich noch nicht kannte<sup>12</sup>:

„Noch einmal, eh ich weiter ziehe  
Und meine Blicke vorwärts sende,  
Heb´ ich vereinsamt meine Hände  
Zu dir empor, zu dem ich fliehe,  
Dem ich in tiefster Herzentiefe  
Altäre feierlich geweiht,  
Dass allezeit  
Mich deine Stimme wieder rief.  
Darauf erglüht, tief eingeschrieben  
Das Wort: dem unbekanntem Gotte.  
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte  
Auch bis zur Stunde bin geblieben.  
Sein bin ich und ich fühl die Schlingen,

<sup>10</sup> erschienen Köln / Olten 1956.

<sup>11</sup> Verhüllter Tag, S. 60/61.

<sup>12</sup> siehe Anmerkung 1, das Gedicht Nietzsches trägt den Titel „Dem unbekanntem Gott“, abgedruckt daselbst S. 139.

Die mich im Kampf darniederziehen  
Und, mag ich fliehn,  
Mich doch zu seinem Dienste zwingen.

Ich will dich kennen Unbekannter,  
Du tief in meine Seele Greifender,  
Mein Leben wie ein Sturm Durchschweifender,  
Du Unfassbarer, mir Verwandter!  
Ich will dich kennen, selbst dir dienen.“

Schneider blickt 1957 zurück:

„Es ging mir nicht um Gott; ich hatte kein Bewusstsein seiner Gegenwart; ich fühlte nur die brennende Wunde des Daseins. [...] Alle [Schriftsteller, die ich las,] verwerfen den Selbstmord entschieden. [...] Aber das ‚abwärts, den Untiefen zu‘ war stärker als sie alle. Nacht für Nacht auf dem Heimweg ging die unheimliche Verheißung mit: dies ist das letzte Mal, dass du die große Last trägst: die Lichter der entfernten Stadt flackerten über den Himmel, und die Leuchtkäfer stoben durch die Zweige; ich bog wieder in die menschenleere Straße ein, und bei jedem Schritt, beim Aufschließen der Haustür und auf jeder Stufe der Treppe sagte ich mir: es ist das letztmal, endlich das letzte.“<sup>13</sup>

Was Schneider dann berichtet, ist stark stilisiert. Wenn ich nicht irre, hat ihn sein Bruder noch rechtzeitig gefunden, und seine Vermieterin, Anna Maria Baumgarten, aus der eine mütterliche Freundin wurde, hat ihn damals gesund gepflegt und bis zu seinem Ende immer wieder – und wohl auch ein bisschen eifersüchtig – die Hand über ihn gehalten.

Wirklich gerettet aber hat ihn seine ungewöhnliche Sprachbegabung. Fremde Sprachen scheint er mit Leichtigkeit erlernt zu haben. Ein Buch des Spaniers Unamuno fiel ihm in die Hände, und dadurch begannen Spanien und noch mehr das von Spanien besiegte Portugal Schneider in ihren Bann zu ziehen; und als ihm ein Anteil an der Lebensversicherung seines Vaters ausgezahlt wurde, hielt ihn nichts mehr in Dresden, Ein „kleines Dampferchen“, wie er schreibt<sup>14</sup>, brachte ihn 1928 nach Portugal.

<sup>13</sup> ebenda S. 60/61.

<sup>14</sup> ebenda S. 71.

Als Schriftsteller kam er zurück. „Ich begann zu werden, was ich war“<sup>15</sup>, heißt es in den Lebenserinnerungen „Verhüllter Tag“. Reinhold Schneider war katholisch und musste es doch erst werden. Zum Beter gemacht hat ihn der größte Verbrecher der Epoche, Adolf Hitler, mit seinen Gewalttaten und seiner Gottlosigkeit. Aber so weit sind wir noch nicht; denn selbst als Schneider 1936 sein bekanntestes Sonett schrieb, „Allein den Betern kann es noch gelingen“, waren Gebete für ihn die Aufgabe derer, die dem Gebet ihr Leben geweiht hatten.

Der Fund von Schneiders Tagebuch war nach seinem Tod eine Sensation, denn Schneider hatte nie darüber gesprochen, dass er zwischen 1931 und 1935 ein Tagebuch geführt und es dann einer Ordensschwester anvertraut hatte, weil es von der Gestapo nicht gefunden werden durfte. Eines zieht sich von diesem Tagebuch durch bis 1958, dem Jahr seines Todes: die Hoffnung in Ewigkeit zu schlafen. Sein aktives Leben, den geistigen Kampf gegen den Nationalsozialismus, hat er diesem Wunsch abringen müssen. Einen der schlafen wolle, zu wecken, so grausam könne Gott nicht sein, wo doch jeder Arzt und jede Krankenschwester diesen Wunsch respektieren würden, heißt es in seinem letzten und von heutigen Schneiderkennern am meisten geschätzten Buch „Winter in Wien“<sup>16</sup>. Heute wissen wir aus dem Tagebuch, wie Reinhold Schneider vor seiner Bekehrung gedacht und vor allem, wie er sich auf sein späteres Leben vorbereitet hat. Das alles ist hoch interessant, würde uns aber zu weit von unserem Thema „Allein den Betern kann es noch gelingen“, weg führen; darum lasse ich ihn jetzt selbst erzählen, wie er seinem früheren Denken Abschied gegeben hat und zum Beter geworden ist. Sein Katholizismus bestand, als er das Tagebuch schrieb, in einer scharfen Ablehnung Martin Luthers, den er für die Entchristlichung des Abendlands verantwortlich und zum Vorläufer Nietzsches macht. Luthers Werk in der Geschichte sei durch Nietzsche vollendet worden. Diese und viele andere abenteuerliche Gedanken kann man in seinem Tagebuch finden. Ehe Schneider selbst zum Beter wurde, musste sich Entscheidendes bei ihm ändern. Über seine eigene Einstellung sagt er im April 1931:

<sup>15</sup> ebenda S. 74.

<sup>16</sup> erschienen Freiburg-Basel-Wien 1958. Wir zitieren nach einer Ausgabe von 1982, S. 79.

„Das Christentum ist für mich ein rein historisches Problem. Aber seine Ausdeutung, die Darstellung und Fragwürdigkeit, die Enthüllung des Zukünftigen in ihm: das sind die wichtigen Aufgaben. Die Blüte ist tot; der Same ist gefallen; es gilt, die Kapsel zu öffnen.“<sup>17</sup>

Aber da hatte er religiöse Fragen bereits so kenntnisreich behandelt, dass der Insel-Verlag ihm ein Buch vorschlug, das „Kreuzwege deutscher Geschichte“ heißen sollte. Es widerstrebte ihm aber, die deutsche Geschichte unter das Kreuz zu stellen. „Auch ich wollte mich nicht darunter stellen, ich wollte nicht Christ sein. Ich musste es werden.“<sup>18</sup> An einem Weihnachtsabend schlägt er in Potsdam die Lutherbibel auf, die er sich als Schüler gekauft hatte. Er schreibt:

„Ich floh nach wenigen Kapiteln auf die kalte dunkle Straße. Denn es war ja klar: Unter diesem Anspruch der Wahrheit kehrt sich das Leben um. Dieses Buch kann man nicht lesen [...] man muss es tun, und es ist unmöglich, auch nur eine Zeile zu begreifen, ohne den Entschluss, sie zu vollziehen.“<sup>19</sup>

#### IV

Ich denke, wir sollten wenigstens kurz einen Blick auf die ersten Bücher Schneiders werfen, die ihn zu Anfang der 30-er Jahre bekannt gemacht haben. 1930 war das Jahr, in dem als Frucht seiner Reise nach Portugal seine beiden ersten Bücher erschienen: Ein Reisetagebuch und „Das Leiden des Camoes oder Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht“. Camoes gilt als der größte Dichter Portugals. Gelebt hat er von 1524 bis 1580. 1524, als er geboren wurde, starb sein Held, der Seefahrer und Entdecker Vasco da Gama. Schneider erweist sich in beiden Büchern als ein Meister, wenn es gilt die Atmosphäre einer Stadt oder das Wesen einer Landschaft zu schildern. Wenn er den „Fado“, dieses typisch portugiesische Lied schildert, dann zeigt sich, wie viel davon in seiner eigenen Seele mitschwingt.

„Im Liede wartet das Schicksal, und das Schicksal wird zum Lied, der Sturz und die Härte des Verhängnisses werden zur Melodie, [...] das

<sup>17</sup> Reinhold Schneider, Tagebuch 1930-1935, Frankfurt am Main 1983, S. 336; geschrieben in Rom am 1. April 1931.

<sup>18</sup> Verhüllter Tag, S. 129.

<sup>19</sup> ebenda S. 131.

Schicksal überwältigt das Herz, nicht den Willen, [...] es dringt gleichsam aus der Tiefe in den Menschen ein.“ Solche Lieder hat Camoes in Fülle gedichtet<sup>20</sup>.

Schneider kann Stimmungen und Landschaften schildern. Das macht die Lektüre reizvoll. Aber er kann viel mehr. Sein Eigenstes wird die Kunst, die Geschichte eines Volkes so zu erzählen, dass sie der Geschichte des Lesers gleichzeitig wird. Vasco da Gama hatte Afrika umsegelt und war bis Indien vorgestoßen; aber auch wenn seine Männer und er ausgefahren waren, um Indien das Kreuz zu bringen, hatten sie dort in unvorstellbarer Grausamkeit gewütet. Camoes, der lange Jahre seines Lebens im fernen Osten – in Goa und in Macao – verbracht und dort den größten Teil seines Werkes geschaffen hat, kannte die ungeheuren Verbrechen, die dort begangen worden waren. Wenn er die portugiesische Geschichte überliefern wollte, schreibt Schneider, dann musste er sie umgestalten. Die Aufgabe des durch die Eroberung geschaffenen Weltreiches wird bei ihm – obwohl er die Verbrechen nicht verschweigt – die Überwindung der Andersgläubigen durch das Wort Christi. Das wird ausgebreitet und dadurch für alle Zeit geschützt.

Von Portugal war Schneider weiter nach Spanien gezogen und dort hatte ihn der Escorial – das Königsschloss als Kloster – tief beeindruckt. Philipp II. hatte als Schlafgemach eine Zelle, von der aus man auf den Hochaltar der Klosterkirche blicken konnte. Dort ist er gestorben. Philipp ist an dem Oranier Wilhelm von Nassau gescheitert, den die spanischen Truppen unter Herzog Alba in den Niederlanden nicht bezwingen konnten; aber hinterlassen hat er das Bild eines Herrschers, der, wie die Mystiker Spaniens, mit allen Untertanen allein Gott dienen wollte.

Man kann an Schneiders Darstellungen Kritik üben und sich darüber erregen. Ich habe das selbst erlebt. Er stellt das Leben und die Wirkung der großen Therese von Avila so dar, dass Kenner bei der Lektüre murmeln könnten: „Das stimmt doch alles so nicht.“ Aber dann hat mich Carl Friedrich von Weizsäcker eines Besseren belehrt. In einem sehr lesenswerten Essay über Schneider schreibt er, dass die heutige Geschichtsforschung zwar eine Fülle von einzelnen Tatsachen zu Tage fördert, ihre Erkenntnisse aber kaum noch in einer Gesamtschau darstellen kann. Dadurch ist die *Geschichtserzählung* verdrängt worden und damit eine Form, in der die

<sup>20</sup> Das Leiden des Camoes..., Berlin (DDR) 1976, S. 43

Menschheit Jahrhunderte lang ihr Wissen über die Vergangenheit weitergegeben hat. Wir beurteilten eine Gestalt wie Philipp II. ohne zuerst einmal zu fragen: Wie hat er sich selbst verstanden? Carl-Friedrich von Weizsäcker sagt:

„Reinhold Schneider nimmt seinen Helden immer ab, dass sie das meinen, was sie sagen und tun: er ist ihnen gegenüber von einer selbstverständlichen Höflichkeit des Herzens. Daher kann, ja er muss geradezu jeden Konflikt von beiden Seiten sehen. Schneiders Geschichtsschreibung ist in ihrem Ansatz weder antiquarisch, noch kritisch, aber auch nicht monumental, sondern tragisch. Das tragische Verständnis hat einen doppelten Boden, und eben dadurch bietet es wenigstens eine Hoffnung, der Wahrheit nahe zu kommen.“<sup>21</sup>

Es geht bei Schneider immer um das Verhältnis von „Macht und Gnade“, an dem alle Großen der Geschichte, die beides zu vereinen versucht haben, scheitern mussten und gescheitert sind. Den Essay-Band „Macht und Gnade“, mit den vielen Belegen für diese These, haben Bonhoeffer und Bethge gelesen, als Bonhoeffer in Ettal an seiner Ethik arbeitete; und einige sehr konservative Gedanken Schneiders sind dabei in Bonhoeffers Entwürfe eingedrungen.

## V

Ich ändere jetzt den Blickwinkel meines Vortrags. Bisher habe ich Schneider nach seinen eigenen Aufzeichnungen zu schildern versucht. Jetzt vertraue ich mich einem Zeitgenossen Schneiders an: Jochen Klepper. In dessen Tagebüchern „Unter dem Schatten deiner Flügel“<sup>22</sup>, kommt Schneider weitaus häufiger vor als irgendein anderer Mensch. Er war für das vereinsamte Ehepaar Klepper, das von vielen früheren Bekannten gemieden wurde, weil Hanni Klepper Jüdin war, der interessierte Freund und Helfer.

Ich beginne mit einem längeren Zitat Kleppers vom 15. April 1934: Reinhold Schneiders Hohenzollernbuch greife mehr in sein Leben und seine gegenwärtigen Verwirrungen oder Entscheidungen ein, als er heute schon

<sup>21</sup> Peter Thiede (Hg.), Über Reinhold Schneider, Suhrkamp Taschenbuch 504, 1980 S. 170f.

<sup>22</sup> erschienen Stuttgart 1956 und in einer gekürzten Ausgabe Berlin (DDR) 1970. Wir zitieren nach der Stuttgarter Ausgabe.

sagen könne, schreibt Klepper und fährt fort<sup>23</sup>: „Ich bin gerade beim Lesen dieses Buches so erschrocken, weil es mit meinen Gedanken so übereinstimmt, ja, ich kann mir nichts anderes mehr wünschen, als neben diesem Buch und diesem Autor mit meinem ‚Friedrich Wilhelm‘ zu bestehen. Sonst hätte nämlich mein Buch nicht die geringste Daseinsberechtigung! Ich kenne Schneider von meiner (Rund)funktzeit her gut: die Bescheidenheit und Askese und Gediegenheit in Person, keiner Verführung durch Eitelkeit und Gewinnsucht fähig; durch echtes Verständnis der Zeit allen aktuellen Konjunkturschreibern weit voraus; bei allen Auszeichnungen, Berufungen und Ernennungen übergangen; Achtungserfolg, aber kein Publikum. Doch die Leistung liegt vor, und in dem einen Buche ist ganz Preußen.“

Ich habe Schneiders drittes Buch „Die Hohenzollern, Tragik und Königtum“ erst ziemlich spät auftreiben können und war überrascht, wie gut sich der erste Teil auch heute noch liest. Wäre Preußen nicht untergegangen und wären die großen Ostprovinzen nicht an Polen gefallen, dann würden einige Passagen dieses Buches heute in den deutschen Schulbüchern zu finden sein. So aber hat die Geschichte dafür gesorgt, dass Reinhold Schneider nicht nur als Dichter von Sonetten, sondern auch als Geschichtsschreiber bei uns in Vergessenheit geraten ist.

Klepper vergleicht sich mit dem Verfasser: „Schneider ist kaum wesentlich älter als ich. Aber sein Leben hat ein Resultat.“<sup>24</sup> Und daran schließt er eine ziemlich vernichtende Selbstkritik an, die mit den Worten endet: „Ich schäme mich meiner bisherigen Erfolge mehr als meiner Erfolglosigkeit.“<sup>25</sup> Wie in der Folgezeit der Melancholiker Schneider dem Melancholiker Klepper geholfen hat, sein Buch „Der Vater“ fertig zu stellen – durch Besuche und Briefe, durch Widmungen in seinen Büchern, die er Klepper schenkt – vor allem aber durch sein Gespür für die Einsamkeit der Kleppers und für ihre Ängste angesichts der dauernden Steigerung des Antisemitismus in jenen Jahren – das ist anrührend zu lesen. Klepper schreibt, wenn er Schneiders Buch „Die Hohenzollern“ läse, spüre er plötzlich etwas, was in allem Unpersönlichen stärker sei als Freundschaft. „Ja, dieses Buch ist für mich das einzige, was es – neben der Ehe –, für mich an

<sup>23</sup> Ebenda, S. 170.

<sup>24</sup> ebenda S. 170.

<sup>25</sup> ebenda S. 171.

Freundschaft gegeben hat.“<sup>26</sup> Aber da hatte Schneider ihm bereits mehr zgedacht. Im Tagebuch heißt es:

„Reinhold Schneider zum Tee. Noch größer, als ich ihn in Erinnerung hatte (Friedrich Wilhelm hätte ihn sofort in sein Regiment gesteckt) und, was ich gar nicht mehr wusste, mit seinen 31 Jahren voluminös. Und in all seiner Bescheidenheit und Gediegenheit doch von sehr starkem Selbstbewusstsein. Dieser Entdecker Potsdams ist auch kein Märker; badischer Katholik. Der Zeit, der Zukunft des Schriftstellers gegenüber sehr pessimistisch. Erst 31 Jahre alt und ein bedeutender Mann; etwas, was ich sonst überhaupt nicht kenne. Vom ‚Kahn‘<sup>27</sup> sprach er sehr freundlich. So war heut der ganze ‚Friedrich Wilhelm Orden‘ zusammen: Schneider, Hanni und ich. Aber es wird in nächster Zeit Friedrich Wilhelm regnen.“<sup>28</sup> Auch Harald Poelchau hatte Klepper zum „Kahn der fröhlichen Leute“ geschrieben, und Klepper denkt daran, wie wichtig ihm dieser Freund während seines Theologiestudiums war. Poelchau hatte ihn ermutigt, das Studium abzubrechen und Schriftsteller zu werden. Im Grunde seines Herzens, meint Klepper, sei er zur Freundschaft veranlagt; er könne nur nie den ersten Schritt tun und so notiert er: „Bei Schneider wird es eine einseitige Bewunderung bleiben für den Menschen, der seine dreißig Jahre ernst genommen hat.“<sup>29</sup> Aber Hanni kommt nach Hause, hat Schneider getroffen und der lässt ihm sagen, er solle ganz ruhig an seinem „Friedrich Wilhelm“ weiterarbeiten. Sie hielt die neue Freundschaft bereits für belastbar und wird sich künftig nicht scheuen, Schneider in Krisensituationen anzurufen. Er hilft dann sofort, und man bewundert sein Gespür für das, was Klepper in derartigen Situationen braucht. Er zeigt den beiden, dass sie nicht allein sind. Die schweren Selbstzweifel Kleppers überwindet er immer von neuem durch Zeichen aufrichtiger Bewunderung. Einmal schreibt er, dass Sonette Kleppers ihn so sehr bewegt hätten, dass ihm die Tränen gekommen seien<sup>30</sup>. An Kleppers Verleger schreibt er, niemand habe Friedrich Wilhelm I. so lebendig geschildert wie Klepper; das Buch werde ein großer Erfolg werden. Er weckt das Interesse von Kollegen und

<sup>26</sup> ebenda S. 177, vom 27. – 29. 4. 1934

<sup>27</sup> gemeint ist Kleppers Roman-Erstling: „Der Kahn der fröhlichen Leute“.

<sup>28</sup> Flügel, S. 182/83 vom 16. 5. 1934.

<sup>29</sup> ebenda, S. 194 vom 29. 6. 1934.

<sup>30</sup> ebenda S. 304 vom 30. 10. 1935.

versucht, die Schikanen der „Reichsschrifttumskammer“ gegen Klepper zu unterlaufen. Schneider war ein Melancholiker; aber nichts hilft so gründlich gegen eigene Depressionen wie die Zuwendung zu einem Menschen, der Hilfe braucht. Klepper schreibt:

„Ich denke jetzt manchmal: so wie Reinhold Schneider aufrichtig und überaus niederdrückend auf mich wirkt durch unleugbare Verwandtschaft bei unerreichbarer Tiefe, Kraft und Größe, so mag vielleicht auf ihn selbst Camoes wirken . . . (der mir noch ganz bevorsteht).“<sup>31</sup>

Die Geschichte der Freundschaft zwischen Schneider und den Kleppers sollte einmal erzählt werden. Dabei müsste man dann auch auf die Spannungen blicken, die es zwischen den beiden gegeben hat. Klepper konnte schreiben, dass Lutherlektüre für ihn einen Gottesdienstbesuch ersetzen könne. Davon wie Schneider über Luther dachte, war schon die Rede; und Klepper hat diesen Dissens natürlich sofort entdeckt. In sein Tagebuch trägt er ein:

„Es ist, als hätte Gott diesem großen Historiker und Dichter die Begegnung mit Luther noch vorenthalten, ohne den wir „Neuen“ zu den Aposteln und Propheten wohl nicht gelangen können. Der Katholizismus ist mir manchmal wie eine letzte Vorstufe des Glaubens, in der Gott den Menschen noch ihre Würde belässt, den furchtbaren Blick auf die Unwürde des Menschen noch erspart. Tatsächlich stehen viele Katholiken ethisch auch höher. Reinhold Schneider ist ein Mensch voll Würde. Darum muss ich so gebannt auf dieses Leben blicken, um von Gottes Führung in ihm zu erfahren.“<sup>32</sup> Schneider hat sich übrigens wenig später eine Ausgabe von Luthers Werken gekauft.

Sie spüren vielleicht, dass ich mich nur ungern von diesem Thema verabschiede, ich muss aber zu Schneiders Taten und Texten zurückkehren. Nur ein besonders schönes Kapitel dieser Freundschaft soll noch erwähnt werden. Sie wissen vielleicht, mit welcher Liebe und Hingabe die Kleppers ihr Haus gepflegt haben. Dass Reinhold Schneider in zwei möblierten Zimmern in Potsdam hauste, fand Klepper quälend, und so ging er zur Frau des Malers Leo von König, die den großen Freundeskreis Schneiders in Berlin kannte, und fragte sie, ob es möglich sei, Schneider mit soviel Geld auszustatten, dass er sich in Freiburg eine ordentliche Wohnung

<sup>31</sup> S. 249 vom 19. 4. 1935.

<sup>32</sup> S. 306 vom 4. II. 1935.

leisten könne. Baronin König war begeistert<sup>33</sup>. Sie gewann eine stattliche Zahl vermögender Leute, darunter auch die Kronprinzessin, die dann sehr enttäuscht war, dass keines ihrer Kinder für den Autor des Hohenzollernbuches etwas geben wollte. Sie war es wohl, die Wilhelm II. in Doorn von der Sache berichtet hat, und der erklärte, wenn Schneider schon nicht mehr in Potsdam arbeiten könne, so solle er das in Freiburg wenigstens an einem Schreibtisch der Hohenzollern tun und ließ ihm den Schreibtisch Friedrich Wilhelms IV. schicken. Der Freundeskreis war sich nicht sicher gewesen, ob Schneider die Spende annehmen würde; aber er tat es gerne und dankbar<sup>34</sup>. Klepper schmunzelte ein bisschen, dass der Hohenzollern-Schreibtisch deutlich die Krönung des Ganzen war. Für ihn war die Zeit der Schwärmerei für gekrönte Häupter und deren Anhang vorbei, während Schneider bis zum Ende seines Lebens daran festgehalten hat.

Von Jochen und Hanni Klepper bekam Reinhold Schneider ein Abschiedsgeschenk, das uns zu unserem Thema zurückführt. Sie trennten sich von einem kleinen Barockaltar, einer Schnitzerei mit einem Heiligen und dem Jesuskind. Klepper scheint gesagt zu haben, Schneider müsse dann in Freiburg den richtigen Platz dafür finden. Der bedankt sich nach dem Besuch des Ehepaars noch einmal brieflich:

„Es gehört zu den schönsten Fügungen meiner ‚preußischen‘ Zeit, dass ich Sie antreffen durfte. [...] Für den stillen Heiligen danke ich Ihnen von Herzen. Er wird seinen Platz doch auf dem Schreibtisch behalten, hier wie dort. Denn ich habe so oft nach einem Punkte gesucht, auf den mein Blick sich richten könnte, wenn ich lieber beten als arbeiten wollte an meinem Tisch; der Heilige wird von nun an gerade an dieser Stelle stehen, wo ich eben doch das Bild suche und suchen muss.“<sup>35</sup>

Später hat Schneider in seinem Buch „Verhüllter Tag“ Jochen Klepper ein Kapitel gewidmet<sup>36</sup>. Er schreibt, wie sehr der Freund darunter gelitten habe, dass die beiden Kirchen sich am 9. Nov. 1938 nicht neben die verfolgten Juden gestellt hätten. „Am Tage des Synagogensturms hätte die Kirche schwesterlich neben der Synagoge erscheinen müssen. Es ist entscheidend, dass das nicht geschah.“ Er fährt dann fort, und das ist charakteris-

<sup>33</sup> S. 482, vom 18. 8. 1937.

<sup>34</sup> S. 500 vom 14. 9. 1937 und S. 508/09 vom 5. 10. 1937.

<sup>35</sup> S. 486/87 vom 29. 8. 1937.

<sup>36</sup> Verhüllter Tag, S. III – II8.

tisch für ihn: „Aber was tat ich selbst? Als ich von den Bränden, Plünderungen, Greueln hörte, verschloss ich mich in meinem Arbeitszimmer, zu feige, um mich dem Geschehenden zu stellen und etwas zu sagen. [...] Das Leben in Deutschland wurde mir unerträglich. Dankbar folgte ich im Dezember einer Einladung nach Paris. Das war schmäbliche Flucht.“<sup>37</sup>

Aufgefallen ist mir, dass Schneider nach der Begegnung mit Klepper angefangen hat, in seinen Texten die Bibel zu zitieren; allerdings den Jakobusbrief eher als einen der Paulusbriefe. Wie entscheidend Kleppers Einfluss auf den Beter Reinhold Schneider war, zeigt sein Satz „An der Wiedererrichtung des Kreuzes in meinem Leben hat er einen großen Anteil. Mehr kann Freundschaft nicht sein.“<sup>38</sup>

Als Schneider das schrieb, waren die Anschuldigungen gegen ihn verstummt und es kam zu einer Schneider-Renaissance in der Bundesrepublik. Vom „Pour le Mérite“ und dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels war schon die Rede. Die Universitäten in Münster und Freiburg verliehen ihm den philosophischen Ehrendoktor. Wo immer jetzt Schneider einen Vortrag hielt – und die Bitten darum häuften sich – waren die Säle überfüllt.

## VI

Schneider ist durch vier Bücher bekannt geworden. „Das Leiden des Camoes“, „Philipp II.“, „Die Hohenzollern“ und danach „Das Inselreich, Gesetz und Größe der britischen Macht“, ein umfangreiches Werk über England und seine Geschichte. Im Zusammenhang mit diesem Buch hat er in seinen Lebenserinnerungen „Verhüllter Tag“ seine Bekehrungsgeschichte erzählt. Er ist zweimal, um das Inselreich beschreiben zu können, in England gewesen. Das Buch war der Ersatz für einen Plan, den Hitler zerstört hatte. Schneider hatte über die deutschen Kaiser des Mittelalters schreiben wollen und konnte das nicht mehr.

„Da ich nun versuchte, englische Geschichte zu begreifen, stand Christus überall vor mir als Macht. Ich wagte es, den Umrissen eines Heilsplans nachzuspüren, der Frage des Menschen, der Antwort des Herrn. Aber ich hatte die Liebe zum Reich, dessen Geschichte mir entglitten war, nicht

<sup>37</sup> ebenda S. 155.

<sup>38</sup> ebenda S. 114.

verloren: ich erblickte auf der britischen Insel die Geschichte des ‚Gegenreichs‘“<sup>39</sup>.

Schneider hat die englische Geschichte m.E. zu sehr unter dem Gesichtspunkt dargestellt, dass die Lösung der englischen Kirche vom Papsttum durch Heinrich VIII. ein Übel war, von dem das Inselreich sich nie wirklich erholt habe. Aber das Geniale an diesem Buch ist, dass die kritischen deutschen Leser bei der Kritik an England sofort an „Deutschland und das Dritte Reich“ dachten.

„Am ersten Tag der zweiten Reise nach England hatte ich morgens in London das Gefühl einer ungeheuren, unabwendbaren Katastrophe. Wenige Tage darauf, in Lincoln, meldeten die Zeitungen, dass die Wehrpflicht in Deutschland eingeführt werde. In dieser Perspektive sah ich alles: England, die Europa vertretende Macht vor der äußersten Bewährung, vor der Behauptung im Untergang. [...] Während der Arbeit an meinem Buche las ich neben den Quellen nur Shakespeare und die griechischen Tragiker; ich machte mir das zu einem strengen Gesetz. Das Tragische widerspricht dem Christentum nicht. Auf seinem eigenen Boden, dem repräsentativen Ort abendländischer Geschichte, war ich vor das Kreuz gelangt. Und nun enthüllte sich auch das Kreuz, das am Anfang meines Lebens stand. An einem Neujahrstag 37 oder 38, ging ich in Potsdam zum ersten Mal zur heiligen Messe seit vielleicht zwanzig Jahren. Ich kam wie einer, der die Sprache verlernt hat, in die Heimat. Aber ich hatte die Sprache der Heimat nie erlernt und nun, langsam, versuchte ich sie zu erlernen. Ich war auf die objektive Wahrheit gestoßen, die Wahrheit in Fleisch und Blut und zugleich göttliche außerweltliche Macht. Sie ist für mich die einzige Macht, die ein Leben aus den Angeln heben kann.“<sup>40</sup>

Die 5000 Exemplare der 1. Auflage des „Inselreichs“ waren rasch vergriffen. Der Verlag begann sofort die nächste Auflage vorzubereiten, da kam von der Reichsschrifttumskammer der Hinweis, das Buch sei „unerwünscht“. Schneider wusste, dass danach in Deutschland keine neue Schrift von ihm mehr gedruckt werden würde. Nun hatte er im Frühsommer 1941 nach einem schweren Fieberanfall im Bett liegend ein kleines Buch über das Vaterunser geschrieben. Ein Trostbuch hatte es werden sollen. Die Sätze hätten sich wie von selbst geformt, sagt er. Aber auf eine

<sup>39</sup> ebenda S. 131.

<sup>40</sup> ebenda S. 133/34.

Veröffentlichung konnte man kaum noch hoffen<sup>41</sup>. Da meldete ihm ein Freund, in Colmar wolle der Alsatia-Verlag dieses kleine Buch in einer großen Auflage drucken. Schneider fuhr ins Elsass und fand dort einen aktiven und außerordentlich mutigen Mann, den Drucker und Verleger Joseph Rossé. Dass der Verträge kurzerhand rückdatierte, machte Schneider Gewissensbisse, bis ein Pater ihm sagte, er solle das tun, was er glaube Jesus gegenüber im jüngsten Gericht verantworten zu können<sup>42</sup>. Und danach beschlossen Schneider und Rossé lachend, sie würden künftig „streng illegal“ arbeiten. Als Rossé das Papier ausging, erschien der Berliner Freund Heinrich von Schweinichen und konnte Nachschub organisieren. Wohl kamen misstrauische Kontrolleure aus Berlin; aber die hatten nach der langen Reise Durst, und Rossé verfügte über eine nie versiegende Quelle Elsässer Weins. Damit kamen der Autor und der Verleger bis zuletzt durch<sup>43</sup>. Das Buch muss eine Auflagenhöhe von einer halben Million erreicht haben. Ein weiterer Freund, Heinrich Höfler, leitete den Strom der kleinen Schrift ins Heer; und von dort – vom Nordkap, aus Russland, von Kreta, Südfrankreich und Sizilien, überall wo deutsche Heeresgruppen lagen – kamen Briefe an den Verfasser. Zwei große Koffer füllte er damit; aber die meisten Briefe musste er verbrennen, weil die Gestapo hinter ihm her war. Schneider hatte einen Termin für den Prozess vor dem Volksgerichtshof bekommen; aber der war für Juni 1945 angesetzt, und da war Deutschland besiegt.

Wir sehen, Schneider war in der Zeit vor 1941 nicht nur selbst zum Beter geworden, sondern er versuchte in schwerster Zeit, andere zum Beten anzuleiten. Aber als der Herder Verlag das Buch 1956 neu herausbringen wollte, war Schneider ein anderer geworden. Er hatte erlebt, dass sein Freund Rossé von den Amerikanern an die Franzosen ausgeliefert worden war; und dort ist er als vermeintlicher Kollaborateur umgekommen. Depressive Menschen leiden leicht unter heftigen Schuldgefühlen, auch da, wo sie gar keine Schuld trifft. „Warum hat es diesen tapferen Mann getroffen und nicht mich?“, mag Schneider sich gefragt haben. Im Nachwort der Neuausgabe, die dem Andenken Rossés gewidmet ist, schreibt er:

<sup>41</sup> ebenda S. 162.

<sup>42</sup> ebenda S. 165/66.

<sup>43</sup> ebenda S. 165.

„Im Falle dieses Büchleins ist der Autor zum Herausgeber geworden. Die vielberufenen Schicksale, die eine Schrift haben kann, haben diese so weit von ihrem Urheber weggeführt, dass sie ihm nicht mehr gehört. Er legt sie darum ohne erhebliche Änderungen vor. Nur wo der Verfasser sich selbst als Beter allzu viel zutraute, wurde berichtigt.“<sup>44</sup>

Ich dachte, ein Vergleich zwischen den beiden Ausgaben würde uns einen tiefen Einblick in das Leben und den Glauben Reinhold Schneiders als eines katholischen Beters ermöglichen, und tatsächlich fand ich ein bei Rossé in Colmar gedrucktes Exemplar. Meine Frau und ich haben jeder eine der beiden Ausgaben genommen und uns den Inhalt abwechselnd vorgelesen. Am Ende war klar: Es gibt in der späteren Herder-Ausgabe sprachliche Glättungen, aber vom ursprünglichen Text ist nicht ein Wort gestrichen worden. Dass sich bei Schneider eine grundsätzliche Änderung ankündigte, stimmt allerdings. Vielleicht wollte er darauf hinweisen, damit die Leser auf eine Wendung in seinem Leben vorbereitet wären. Da Schneider in dem kleinen Buch selbst zu der Gruppe von Betern gestoßen ist, die er in seinem bekanntesten Sonett beschrieben hat, möchte ich Ihnen den Anfang seiner Auslegung des Vaterunsers vorlesen, der für die ganze Schrift von etwa 70 Seiten stehen kann. Er schreibt:

„Das Vaterunser beginnt mit einem großen Trost: wir dürfen Vater sagen. In diesem einen Wort ist die ganze Erlösungsgeschichte enthalten. Wir dürfen Vater sagen, weil der Sohn unser Bruder war und uns den Vater offenbart hat; weil wir durch die Tat Christi wieder Kinder Gottes geworden sind. Indem wir Gott unseren Vater nennen, befehlen wir ihm alles an, unser Sein und unsere Unrast, unsere Sorgen und Erwartungen und unsere Arbeit. Es kann nichts sein im Leben des Kindes, das der Güte des Vaters nicht anvertraut werden soll, keine Not, die nicht die Hoffnung auf seinen Beistand hat: Da wir beten wollen, blicken wir auf, und es ist, als ob auf dieses eine Wort hin, das noch kaum über unsere Lippen kam, eine Überfülle des Lichtes über uns niederstrahlte. Nun ist alles gut, der Himmel antwortet uns, Gott ist unser Vater; wir sind geschützt. Warum haben wir nicht schon früher zu beten begonnen? Warum beten wir nicht immer? Es bedarf nur dieses geringen Aufschwungs unserer Seele, um unser Leben wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Das Leid, die Sorge, die uns

<sup>44</sup> Reinhold Schneider, Das Vaterunser, Freiburg 1957, S. 87 f. Wir zitieren im Folgenden nach der Erstausgabe im Alsatia-Verlag, 1941.

aus der Mitte des Daseins drängten, werden beschwichtigt, das Unten ist mit dem Oben verbunden. [...] Wir beten auch niemals allein, sobald wir den Vater anrufen. Die Stimmen der Kinder Gottes vereinen sich mit unserer schwachen Stimme und lassen sie stärker werden. Vor allem betet der Heiland selber mit, unter uns, Er, durch den wir, solange er in unserer Mitte weilt, immer aufs neue wieder Kinder Gottes werden. Unser Gebet breitet sich über die Erde aus, und die ganze Erde scheint mitzubeten. [...] Die Welt fügt sich in Gottes Hände. Wir sind mit der göttlichen Liebe verbunden; damit wird auch unsere Liebe stark. Und wie die Stimmen Ungezählter unsere Stimmen verstärkten, so bringen wir nun auch ihr Anliegen vor. Auch die persönlichste Not ist eine Not aller; jeder Not wird wieder ein Weg geöffnet ins Licht.“<sup>45</sup>

Das Exemplar des kleinen Buches, das ich über Amazon bekommen habe, ist einst von den Mitarbeitern einer Augenklinik in der DDR dem Chefarzt mit einem eindrucksvollen Gedicht zum Abschied überreicht worden; und der hat es nicht nur gelesen, sondern sich wichtige Gedanken zu den Bit-ten des Vaterunsers angestrichen. An den Unterstreichungen merkt man, dass er Schneiders Gedanken aufgenommen hat für sein eigenes Beten. Weil wir damit beim Kernpunkt unseres Themas angekommen sind, will ich eine der Stellen, die der Chefarzt sich angestrichen hat, zitieren:

„Wir bitten in Demut: führe uns nicht in Versuchung; schütze uns vor den Wünschen, die die Seele vergiften, lass uns in der bittersten Not auf keine Hilfe hoffen als auf Deine! Verlösche den Glanz, das Blendwerk der Gedanken. Denn der Versucher ist tausendmal stärker als wir; aber dein Sohn hat ihn besiegt, und nur über die Demut, die er war, wird der Versucher keine Macht erlangen.“<sup>46</sup>

## VII

Jetzt müsste eigentlich noch ein Abschnitt über das letzte Buch Schneiders „Winter in Wien“ folgen. Es ist das Buch, das bis heute die meiste Zustimmung erfährt. Schneider hat von Tag zu Tag aufgezeichnet, was er in Wien erlebt, gedacht und vor allem gefühlt hat. Und noch einmal packt ihn seine Depression mit voller Wucht. Weil er dem Tagebuch seine Zwei-

<sup>45</sup> VU, S. 7–9 i. A.

<sup>46</sup> ebenda S. 66

fel und „Ketzerien“, wie er das nennt, unverblümt anvertraut hat, meinen viele „moderne“ Leser, er habe in Wien dem Glauben abgeschworen.

Ich habe das Buch ein drittes Mal gelesen, um zu prüfen, ob man das wirklich sagen kann. Und darum sage ich mit Überzeugung: Es stimmt nicht. Zum Glauben gehört seit den Tagen der Apostel der Zweifel. Und in Wien waren es zwei Fragen, denen Schneider sich als katholischer Christ ausgesetzt hat: Die atomare Bedrohung, die über der Welt hängt wie das „Damoklesschwert“. Sollte Gott wollen und zulassen, dass die Menschheit sich selber auslöscht? Und die andere Frage: Wenn schon die kleinsten Tiere, die Insekten, ihr Weiterleben dadurch sichern, dass sie ihre Eier auf die raffinierteste Weise in den Körpern einer anderen Spezies unterbringen, wo sich ihre Larven dann entwickeln und die Wirtstiere auffressen und wenn sich dieses „Fressen und Gefressen werden“ in den verschiedensten Lebensformen findet, kann dem dann ein göttlicher Plan zu Grunde liegen; oder sind wir am Ende in den unendlichen Weiten des Weltraums doch allein? Das drängt sich bei der Lektüre des Buches auch den Lesern auf, zumal man gleichzeitig spürt, wie sehr diese Gedanken Schneiders depressive Stimmung verstärkt haben. Wie kann der dann noch geglaubt haben, heißt es. Aber es ist eben nicht so, als spielte das Gebet bei ihm jetzt keine Rolle mehr. Er schreibt:

„Man muss beten, auch wenn man es nicht kann. Ich kann sehr wohl beten für andere, die Priester, Forscher, Staatsmänner, die Völker, die Kreatur, die Erde, für die Kranken zuerst, wie es sich versteht, und für die Toten; das ist die stille Betätigung eines rätselhaften Zusammenhangs. Ich habe ein tiefes Bedürfnis danach; es ist das, was mich hält, was mich morgens in die Kirche ruft; für mich kann ich nicht beten; und des Vaters Antlitz hat sich ganz verdunkelt, es ist die schreckliche Maske des Zerschmeißenden, des Keltretreters; ich kann eigentlich nicht ‚Vater‘ sagen.“<sup>47</sup>

Wer in solchen „Anfechtungen“, wie die Bibel das nennt, durchhält, der ist wirklich ein Beter.

Über Schneiders Buch „Winter in Wien“ ließe sich noch viel sagen; aber es wird Zeit, dass ich zum Schluss komme. Ich schließe mit einer Szene aus dem Buch, die am Neusiedler See spielt, wohin Schneider sich besonders gern von Freunden mitnehmen ließ. Es ist die Gegend, in der der von Schneider geliebte Joseph Haydn gewirkt hat und begraben liegt. Auf ei-

<sup>47</sup> Winter, S. 119

nem Friedhof dort hat Schneider einen Grabspruch gefunden, zu dem er schreibt:

„Wäre mir beschieden, eine Woche hier zu sein, es könnte noch ein Schatten des verstorbenen Poeten in mir auferstehn; die Atmosphäre ist Poesie, und nur an den Grenzen ist mein Element.“<sup>48</sup>

Der Grabspruch, der diese Worte ausgelöst hat, ist der gleiche, den Christian Gremmels vor Jahren über dem Tor entdeckt hat, durch das man zu Bonhoeffers Denkmal vor der Elisabethkirche in Breslau kommt: Vita ianua mortis, mors ianua vitae. (Das Leben ist die Pforte des Todes; der Tod ist die Pforte zum Leben.) Schneider ist kurz nach seiner Rückkehr aus Wien in Freiburg gestürzt und an diesem Sturz gestorben. Dass auch sein Ende der Beginn des Lebens sein könnte, an jenem Grab am Neusiedler See, hat er sich das jedenfalls vorstellen können.

*Pfarrer i. R. Dr. Ferdinand Schlingensiepen, Kittelbachstr. 47, D-40489 Düsseldorf*

<sup>48</sup> Winter, S. 273.